

OECD hatten die 140 Entwicklungsländer in der Welt 1,45 Billionen US-Dollar Auslandsschulden. Die Länder des Südens haben im Jahr 1990 zwanzig Milliarden US-Dollar mehr an den reichen Norden gezahlt aufgrund der Schuldentilgung und der Zinsen, als sie in demselben Jahr an neuen Krediten, Subventionen oder verlorenen Zuschüssen erhielten. Wenn zum Beispiel Lateinamerika für einen durchschnittlichen Lastkraftwagen im Jahre 1985 den Wert von 93 Sack Kaffee zu bezahlen hatte, waren es im Jahre 1990 bereits 302 Sack Kaffee.

Ich behaupte nicht, daß die Conquista allein schuld sei an der heutigen, zum Himmel schreienden Situation in Lateinamerika. Indes bedeutet die Tatsache, daß als Ergebnis einer maßgeblich von Christinnen und Christen und von der katholischen Kirche über fünf Jahrhunderte lang geprägten Geschichte eine solche schreckliche Armutssituation in Lateinamerika heute besteht, für meinen persönlichen Glauben die größte Herausforderung.

4. Trauer muß Europa tragen!

Ob wir Christen sind oder nicht: Das Jahr 1992 sollte für uns alle Anlaß sein, kritisch darüber nachzudenken, daß die fünfhundertjährige Kolonisationsgeschichte in Lateinamerika ein Teil der Geschichte Europas ist: ein Teil der Geschichte des Abendlandes, auch ein Teil der Geschichte der Moderne, der neuzeitlichen Freiheitsgeschichte, der Aufklärung und ihrer Dialektik.

Was uns allen nottut, ist Trauerarbeit¹⁷. Wir können diesen Vorgang auch mit dem biblischen Begriff der Umkehr (Metanoia) bezeichnen. Man erkennt, daß der bisher eingeschlagene Weg falsch ist, man kehrt zurück bis zur Wegkreuzung und geht in die entgegengesetzte Richtung. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß die Christinnen und Christen und die christlichen Kirchen sich in ihrer Geschichte der Schuld bewußt werden und daß sie diese auch vor sich selbst und der Öffentlichkeit eingestehen.

Ein öffentliches Schuldbekennnis und ein Bußzeichen sind notwendig im Hinblick auf die christliche Legitimierung von Kolonisation, Eroberung und Imperialismus. Das Jahr 1992 wäre Anlaß dazu.

¹⁷ Vgl. A. Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern, München 1970.

Der 500. Jahrestag der Eroberung Lateinamerikas wäre eine Chance, sich von einer Zerstörung des Anderen zu einer Sympathie mit dem Anderen hinzubewegen. Todorov drückt es so aus: „Es ergibt sich so eine erschreckende Verkettung, die vom Verstehen zum Nehmen, vom Nehmen zum Zerstören führt, eine Verkettung, deren unabwendbaren Charakter man gerne in Frage stellen möchte. Sollte Verständnis nicht Sympathie mit sich bringen?“¹⁸

Eine konkrete Konsequenz aus diesen Überlegungen ist die, die Gustavo Gutiérrez in einem Interview der nordamerikanischen Kirchenzeitung „National Catholic Reporter“ am 26. April 1991 erhoben hat. Auf die Frage: „Sollte das Datum zu einem Akt der Buße werden?“ antwortete Gustavo Gutiérrez: „Ja, sicherlich. Wir haben es aus verschiedenen Gründen nötig, um die Vergebung Gottes zu bitten [. . .] Viele von uns sehen eine gute Art und Weise des Gedenkens des 500. Jahrestages zum Beispiel darin, den Erlaß der Auslandsschulden einzufordern [. . .] Die reichen Länder – die USA und Europa – brauchen diese Zahlung nicht, um das Leben ihrer Menschen zu bewahren. Für uns bedeutet die Bezahlung der Auslandsschulden dagegen den Tod vieler Menschen. Aus menschlicher und christlicher Solidarität können wir den Schuldenerlaß fordern und darum kämpfen.“

Die Frage nach dem Anderen muß sich umkehren in Verantwortung für die Anderen. Aus Furcht vor dem Anderen wird dann Furcht für die Anderen.

Marie-Louise Gubler

Mit rastloser Geduld: Tomas Borge

Die innerkirchlichen Vorgänge, unter denen gegenwärtig viele Menschen leiden und denen durch neue Publikationsorgane und Bewegungen begegnet wird, werden relativiert, wenn man die folgenden Auszüge aus einem Buch eines Mannes liest, der als friedliebender und friedlicher Mensch zusammen mit

¹⁸ Todorov 155.

seinen Freunden vor allem die Frauen und Kinder seines Landes aus der unmenschlichen Diktatur befreien wollte. red

„Kurz vor Mitternacht, mitten im atemberaubenden Sonnenuntergang eines Sommers in Matagalpa, während meine Mutter glaubte, ich lerne Dreisatz und Verbformen, starb Winnetou. Old Shatterhand, der mit dem Indianer Landschaften und Gefühle erkundet hatte, je unergründlicher, umso besser, weigerte sich, seinen Tod anzuerkennen.“¹ So beginnt die eindrückliche Schilderung der Geschichte der sandinistischen Befreiungsfront Nicaraguas durch den letzten Überlebenden der Gründergeneration, Tomas Borge. Sie ist zum Andenken an seinen gefallenen Freund und Führer der Bewegung, Carlos Fonseca, geschrieben. Am 8. Februar 1976 war er umgekommen, und Tomas erfuhr davon im Gefängnis. „Carlos war tot. Claudia war tot. Eduardo Contreras war tot. Der Feind sagte, wir alle seien tot, und doch war keiner von uns tot. . . . Als man mich im Gefängnis vom Tode von Carlos Fonseca unterrichtete, sagte ich dem Obersten Nicolas Valle Salinas: ‚Carlos gehört zu den Toten, die niemals sterben.‘ Rücklings auf der Pritsche liegend, schloß ich die Augen, um den gekreuzigten Mann vor mir zu sehen, er irrte durch einen Wald, der größer war als der Schreck und das Staunen, die mir die Sprache verschlagen hatten. Mit meinem Herzen sah ich noch einmal seine Erstkommunion, die Kontaktlinsen, die ihm zwischen Manuskripten verlorengingen, die Anti-Baby-Pille, die er nahm, weil er sie für ein Fiebermittel hielt, die kleinen Freudentänze, die wir aufführten, wenn wir uns nach langer Zeit wiedersahen. Ich sah seine Traurigkeit, das Gewehrfeuer, das an seinen von langem Marsch und Ungeziefer zerschundenen Beinen leckte, den von Regenwolken verhangenen Himmel, das Blei, das so viele Pläne zerstörte. Ich sah den Schmerz, die Brust, die sich der Landschaft öffnet, das Rinnsal von Blut, das Entsetzen derer, die diesen Tod nicht glauben wollten, unsere Träume. . . . Es war klar, daß da keine Hochämter noch Totenmessen gelesen werden würden, daß aber

Zenzontle-Vögel weinen und Madrono-Bäume in den Bergen Trauer tragen würden, wo blühende Kaffeesträucher den Atem anhielten. Hier in meiner Zelle konnte ich mich ohne Zeugen meinem Schmerz hingeben, der mich zerriß. Dabei konnte ich sicher sein, daß mich die Leute eines Tages fragen würden: Wer war dieser Mann, der jedes Jahr im Februar weinte, der nie an den Hochzeiten teilnahm, der wohl an den Beerdigungen der Opfer teilnahm, der hingerissen war von kleinen Kindern und Kaffeefeldern, von Baumwolle und dem Summen der Bienen, der gern las und Nougat und Landkarten verteilte, die zeigten, wo's langging. . . . Dona Agustina (d. h. die Mutter von Carlos) wird zu deiner Beerdigung kommen, mit Tränen in den Augen. . . . Neun Männer werden dich auf ihren Schultern tragen, das ganze Volk wird dich zu dem Lichte tragen, das nie verlöscht. Und unter Hymnen und zwischen Fahnen wird es heißen: Wo bist du, Carlos? Wo bist du, geliebter Bruder? Denn trotz allem zieht diese Erde ja weiter ihre Bahn.“² Carlos Fonseca wie sein Freund Tomas Borge und viele andere (etwa Ernesto Cardenal, Gioconda Belli, Daniel Ortega usw.) sind nicht als Revolutionäre geboren worden, sondern durch die erschreckenden Umstände ihres Landes zu solchen geworden. Ihnen allen ist eine besondere Sensibilität für die Schönheit ihres Landes und die Entsetzlichkeit der Leiden ihres unterdrückten Volkes eigen³. Sie kämpften, weil sie von einer gerechteren und besseren Welt träumten und weil sie bereit waren, ihr Leben dafür einzusetzen. Unvergessen ist mir eine Begegnung mit dem Dichter und Priester Ernesto Cardenal (dem wichtigsten Sprecher der FSLN aus dem Exil) in Zürich – noch vor dem Sturz der Somozadiktatur am 19. Juni 1989. Er, der den Befreiungskampf nicht mit Waffen, sondern mit seinem Dichterwort unterstützte, stand den fragenden Journalisten und Theologen Rede und Antwort (die nur die Frage der Gewaltanwendung interessierte). Unvergeßlich bleibt mir vor allem die

² Ebd. 353–357.

³ Vgl. neben Borge auch *Gioconda Belli*, *Bewohnte Frau*, Wuppertal 1989, und *Ernesto Cardenal*, *Die Stunde Null*, Wuppertal 1989 (und viele Werke, bes. „Psalmen“). Zur Problematik der Gewalt meint Cardenal: „Gewaltlosigkeit ist besser als Gewalt, aber Gewalt ist besser als Feigheit“, *Die Stunde Null*, 22.

¹ *Tomas Borge*, *Mit rastloser Geduld*, Wuppertal 1990 (orig. *La paciente impaciencia*, Managua 1989), 9.

Zärtlichkeit in seiner Stimme, als er von den Kindern sprach, und sein Staunen über die reichhaltige Fleischplatte nach der ökumenischen Feier. Die gleiche Zärtlichkeit und Sensibilität für die allerkleinsten Dinge, die angesichts der Zerstörungen und des immer gegenwärtigen Todes einen eigenen Glanz erhalten, durchzieht das Buch von Tomas Borge. Diese harten Guerilleros, die Entbehrungen und Hunger, Folter und Tod erlitten, die schonungslos und aufrichtig ihre Wege beschrieben, hatten Visionen. Ihre Wut über Unterdrückung und Unrecht weckte ihren Widerstand und die Sehnsucht nach dem ganz anderen, der befreiten Welt für alle. Ihre Waffen waren nicht nur Granaten und Maschinengewehre, sondern die Poesie, das Dichterwort. In den autobiographischen Passagen des Buches schont sich Tomas Borge nicht: Überkommene Moralvorstellungen wurden für diese Männer unbrauchbar, die jahrhundertelange Tradition des machismo hatte auch diese Männer geprägt, die nun Seite an Seite mit Frauen kämpften, aber die Erfahrung von Folterung und Vergewaltigung der Compagneras, der eigenen Frau und der Tochter, hat ihn zutiefst getroffen. Die Schilderung von der Todesnachricht seiner Tochter Bolivia (sie war die Tochter seiner ersten Frau Yelba, die von den Somozatruppen vergewaltigt und ermordet worden war), die ihn im Gefängnis mitten in einem Hungerstreik erreichte, zeigt, wie sehr Borge litt. „Und sie, meine Tochter, die das lebendige Abbild meiner frühen Kindheit gewesen war und die ich liebte wie ein krankes Vögelchen, nahm eine Überdosis Schlaftabletten, und das Herz, das die Ströme meiner Zärtlichkeit anschwellen ließ, hörte auf zu schlagen . . . Bolivia war, als sehr junges Mädchen noch, mit sechzehn Jahren, Prostituierte geworden. Habe ich sie deshalb so geliebt, kann es so gewesen sein? Sie verkaufte sich, um überleben zu können, denn ich gab ihr keinen Centavo zum Leben. Das war der Preis, den sie zahlen mußte, mein Beitrag zum Kampf bedeutete für sie die roten Lichter, die Übelkeit, der Schrecken, ihre aus Not oder Schwäche besudelte Haut, was spielt das noch für eine Rolle. Sie rauchte Marihuana, wurde sehr jung schwanger und bekam einen Sohn, dem sie meinen Namen gab. Seit jenem Tag, an dem ich meine Stirn wie-

der und wieder gegen die Gitterstäbe schlug und wie ein wundes Tier aufbrüllte, ist mein Leben nicht mehr vollständig, denn mir fehlt dieses Stück Liebe, das ich ihr während jenes langen Winters nicht habe geben können. Man ließ mich nicht sie sehen. Um so besser. Ich will sie nicht sehen, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet. Seit jenem Tage um halb zwei Uhr nachmittags warte ich auf ihre Auferstehung.“⁴ Tomas Borge erlebte den Sieg der sandinistischen Befreiungsfront und den Sturz der Somozadiktatur am 19. Juni 1979. Zehn Jahre lang trug er danach die politische Verantwortung als Innenminister mit. Er erlebte den zermürbenden Krieg mit den von den USA unterstützten Contras, heftige Kritik, die schwierige ökonomische und politische Situation Nicaraguas und schließlich das Ende der sandinistischen Regierung. Als die restaurativen Kräfte in den Wahlen die Oberhand gewannen, mußte auch Borge wie Daniel Ortega mit dem erneuten Scheitern fertigwerden. Lange schwieg er. Doch als er, der alte Mann, 1990 für sein Buch geehrt wurde und nach seinen Träumen befragt wurde, bekräftigte er noch einmal, was ihn immer noch und trotz allem bewegt: „Die Träume eines Revolutionärs kann man nicht mit Daten über die Landwirtschaft und Fischerei oder mit bürokratischen Analysen oder mit Statistiken erklären. Wenn das so wäre, könnte man einfach einen Computer befragen oder irgendeinen anderen Apparat dieses elektronischen Zeitalters. Der Traum eines Revolutionärs wird verständlich angesichts des Lächelns eines Kindes. Revolutionen entstehen im Morgengrauen. Die Revolution ist die Wiederkehr des Mythos, doch nicht des verfälschten und manipulierten Mythos technischer Art, wie ihn der Kapitalismus bereithält, sondern des ursprünglichen Mythos, der in den Menschen die Flamme der Unschuld wieder aufleben läßt, die Notwendigkeiten der Gerechtigkeit und Liebe, des Mythos eines Prometheus, eines Messias, eines Don Quichote. Der Revolutionär ist dem Dichter ähnlich, der vor seiner weißen Seite sitzt oder vor dem Geheimnis der Nacht. Der wirkliche

⁴ Borge, a. a. O., 311–312.

Revolutionär ist voller Träume und schöpft, wenn er seine Pläne verwirklicht, aus der Fantasie. Es geht ihm darum, den Himmel auf Erden einzurichten.“⁵

Den Himmel auf Erden einrichten: Dies ist nicht nur der Traum der Revolutionäre, sondern auch Jesu Anliegen gewesen. Das Reich Gottes, das er verkündete, soll ja nicht nur in einem fernen, jenseitigen Land anbrechen, sondern „mitten unter euch“, inmitten der Menschen, sichtbar werden. Vielleicht sind die Ziele gar nicht so weit voneinander entfernt, wengleich Jesu Gewaltlosigkeit und der bewaffnete Kampf der Guerilla verschiedene Mittel dazu sind. Aber Jesu Wort vom Weltenbrand („Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und wie froh wäre ich, es würde schon brennen!“ Lk 12, 49) und das Dichterwort eines Ernesto Cardenal und eines Tomas Borge zeigen dieselbe Sehnsucht nach einer umwälzenden Veränderung der Zustände, deren Ungerechtigkeit und strukturelle Gewalt sie schmerzlich erlebten. Ihr Protest ist aus einer zornigen Hoffnung geboren und in rastloser Geduld geläutert worden. Revolutionen entstehen im Morgengrauen: Zwischen Tag und Nacht, wenn in der Dämmerung die Umriss der Dinge noch nicht klar erkennbar sind, wenn die Diktatoren ihre Gefangenen ohne Zeugen zur Exekution hinausführen und die Kranken in den Spitälern nach einer schlaflosen Nacht das Tageslicht herbeisehnen. Im Morgengrauen fanden auch die galiläischen Frauen das Grab Jesu leer und empfingen die Botschaft von seiner Auferstehung. Im Morgengrauen ist alles zugleich da: Die Ungewißheit und Dunkelheit, die Hoffnung und der Aufbruch, der Abschluß der Nacht und der Beginn des Tages, der aufrichtige Glaube an die gute Sache und die schmutzigen Hände der konkreten Tat. Borges „im Morgengrauen“ entstandener Glaube äußert sich in seinen Worten bei der Preisverleihung in Mexiko. Es ist das Vermächtnis eines alten Mannes, dessen Herz jung geblieben ist: „Mehr denn je glaube ich daran, und werde ich bis zu meinem Tod daran glauben, daß sich eines Tages die verlorenen Schlüssel des Paradieses wiederfinden werden. Mehr denn je wissen wir, daß eines nicht zu fernen Tages

⁵ Borge nach einer Tonaufzeichnung der Radiosendung vom 2. Februar 1991, DRS II.

noch einmal die Mauern von Jericho einstürzen werden und daß die Berliner Mauer nur ein unbedeutendes Staubkorn war, das lediglich als Beweis für den Anfang vom Ende gewisser Schemata erhalten mußte. Als Beweis für den Aufbruch von Gesellschaften, die gerechter sind, die sich entschieden haben, über ihre bleichen Gesichter rot zu werden angesichts der Bürokratie und der Entfremdung ihrer orthodoxen Führer von ihren Völkern. Der Sturz der Berliner Mauer ist nur ein unbedeutendes Rieseln, verglichen mit dem Krachen, das zu hören sein wird, wenn erst die stinkende Barriere fällt, die Harlem von Manhattan trennt, oder verglichen mit dem dröhnenden Fall der riesigen Mauer, die Nord und Süd trennt, die siegreichen von den besiegten Ländern. Jene Mauer, die aus Bergen von Totenköpfen, Geldscheinen und Eitelkeiten erbaut wurde, mit dem Schweiß und dem Blut unserer verarmten Parzellen in der Dritten Welt. Vergessen wir nicht, daß es neben den Großmächten des Einflusses noch die Großmächte des Hungers gibt. Unterschätzen wir nicht die Macht der Gläubiger, aber unterschätzen wir vor allem nicht die ungeheure Stärke der Schuldner. Der Hunger hat eine Stimme und wird sie erheben. Was heute noch der Überfall auf den Supermarkt, das Niederreißen von Barrikaden und Stacheldraht ist, wird morgen der Sturm sein, der mehr als Mauern aus Beton und Stahl hinwegfegt. Ich glaube an den Triumph einer neuen Ethik. Ich glaube an die Zukunft des menschlichen Glücks. Nichts und niemand wird mir diesen Glauben nehmen.“⁶

Norbert Mette

Betroffenheit durch Krieg

Christliche Gemeinden als Orte der Ohnmacht und der Erinnerung an die Opfer

Christliche Gemeinden sollten sich bei Ereignissen wie dem Golfkrieg nicht nur als Orte der Ohnmacht, sondern besonders auch

⁶ Radiosendung vom 2. Februar 1989, aus der Rede von Tomas Borge anlässlich der Preisverleihung für sein Buch in Mexiko.